

**Uebersicht:** Bilder aus der Moldau und Walachei. I. Abstammung der Moldo-Walachen. Bojaren. Mittelstand oder tiers-etat. Tugenden und Vaster der Bojaren. — Das Leben in der Natur. II. Das Leben im Geiste. (Schluß). — Eine Fahrt in Oberösterreich. — Literatur und bildende Kunst. — Miscellen.

## Bilder aus der Moldau und der Walachei.

### I. Abstammung der Moldo-Walachen. Bojaren. Mittelstand oder tiers-etat. Tugenden und Vaster der Bojaren.

Jaffa, im December 1854.

K. Im Jahre 101—106 nach Christi Geburt wurde Dacabal, König der Dacien, in zwei Kriegen vom damaligen römischen Kaiser Trajan besiegt. Die Folge davon war, daß Dacien (d. i. das Land zwischen der Theis und der Donau, dem Pruth und dem oberen Danubius und den Karpathen) durch die beinahe gänzliche Vernichtung seiner Bewohner entvölkert, von einer Unzahl römischer Pflanzler überschwemmt und in eine römische Provinz verwandelt wurde. Die von Trajan dahin entsetzten römischen Auswanderer fand die Urauben der jetzigen moldo-walachischen Bevölkerung, d. i. der Moldauer in der Moldau, und der Walachen in der Walachei und der Bukowina, in Siebenbürgen, Ungarn und im Banat. Man kann sich nun leicht vorstellen, daß die Eingebornen dieser Länder (und vorzüglich die Moldauer und die Walachen in der Walachei), als Abkömmlinge eines so großen Volkes, stolz auf den Namen ihrer Stammväter sind, und demgemäß lieber Romanen, als Moldauer und Walachen heißen wollen. Ja, die letztere Benennung verschmähen sie sogar, und die Moldauer nennen die Walachei viel lieber *Tzara munteanaska* (Gebirgsland) und deren Einwohner *Munteani* (Gebirgsbewohner), oder *Romani* (Romanen), als *Valachia* und *Valachi*. (Valachi ist eine Benennung, die wir während unseres langen Aufenthaltes in den moldo-walachischen Fürstenthümern hundertmal hören.) Diefelbe Bewandniß hat es mit ihrer Sprache, die sie wegen besonderer Verwandtschaft derselben mit den andern romanischen Idiomen (dem Französischen, Spanischen, Portugiesischen und insbesondere Italienischen) lieber romanische (*romaneasca*), und zum Unterschied von den andern daco-romanischen, als walachische oder moldo-walachische nennen. Kurz, die Moldauer und die Walachen haben für die nichtromanischen Stämme gar keine oder nur eine sehr geringe Sympathie.

Die Bewohner der romanischen Donaufürstenthümer scheinen sich wie die Bewohner anderer Länder in verschiedene Stände, nur werden hier die Plebejer durch die Patricier an Zahl überboten. Die Patricier oder Gbelaten (Bojaren, *bojari*) hatten von jeher die Macht in Händen; zwischen ihnen und dem Volk, das größtentheils aus Bauern besteht, bestand sich kein eigentlicher Mittelstand, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Der hohe Glanz und die Vorentschiebung waren meistentheils aus ihren Reiben genommen; nur die niedere, leider verfallene, Geistlichkeit — ward unter den Randeluten recrutirt; Handel und Gewerbe vertraten nur die Fremden. Nun bildete sich in neuerer Zeit auf einmal ein tiers-etat, der, zwar noch sehr schwach, sich in dem Maße entwickelte, als die Civilisation in der Moldau und Walachei fortgeschritten. Dieser dritte Stand ist aber doch nicht wie anderwärts ein vollkommener Bürger- und Gewerbestand, und die seit dem letzten Jahrzehnt vorerwähnten Ausnahmen sind im Verhältniß zur Bevölkerung wahrhaftig noch sehr spärlich. Dieser tiers-etat besteht aus dem kleinern Adel, zu dem sich auch die theils auf heimathlichem, theils auf ausländischem Boden gebildete Aristokratie gesellt, unter deren Fühne sich die Männer der schönen Künste und Wissenschaften, gleichwie das kleine Beamten- und Militairpersonal, ein paar fremde als kleine Gutsbesitzer und hienländige reiche Kaufleute, namentlich Specereihändler (bakali) reihen. Daß ein breitgliedriger dritter Stand mit ausgeprägtem Charakter nicht vorhanden ist, dazu ist die Ursache in der Randbesetzung selbst zu suchen, worin dem Feudalismus noch zu stark Nachwirkung getragen wird, indem jeder Nicht-adelige Bauer oder Städter (mit Ausnahme jedoch des höheren Glanz und einiger Indulgenzen für die niedere Geistlichkeit), steuerpflichtig — dagegen jeder Adelige (Bojar), wenn auch noch so klein (Bojancabbi), steuerfrei ist. Indessen und trotz des Moldauers gefellen sich ihrer Hauptbeschäftigung nach dem Ackerbau bei, und bewirfen so den Abgang einer gewerbetreibenden Classe in engerer Bedeutung des Wortes.

Von Natur aus herrschsüchtig und das Handwerk scheuend, will der Moldauer lieber Diener (Logofet) bei einer vornehmen Herrschaft, als Handwerker sein. Und in der That, wenn man die hienländigen sozialen Verhältnisse genau betrachtet, findet man, daß die Leute nicht so Unrecht haben. Denn bei der hier herrschenden Vertheilung für ausländische Erzeugnisse, namentlich für französische und englische, hat der einheimische Gewerbetreibende gar keine Aussicht auf lobenden Erfolg, während das Dienen die vor-

theilhaftesten Chancen bietet. Bei dem Schutzsystem, welches in dem hiesigen höheren Adel zu Hause ist, wird so ein Mensch zuerst Logofet, in einigen Jahren Gutsverwalter (Gataw), dann Gutsbesitzer (possessor) und endlich selbst Gutsbesitzer und zugleich adelig.

Der Adel wird in zwei Hauptclassen eingetheilt, wovon die erste *stara insoja* (erster Stand) und die zweite *stara a doua* (zweiter Stand oder Rang) heißt. Jede dieser Hauptclassen zerfällt wieder in mehrere Rangabtheilungen. Zur ersten Adelsklasse, deren Mitglieder viele Aebnen aufweisen können, die einst auf dem moldauischen Thronen saßen, oder denselben als große Würdenträger sehr nahestanden, gehören nur noch wenige Familien, als: die Gypsa, Sturza, Koceti, Koznowanul, Kalimachi, Mauroferdaci, Cantacuzeni-Paschkan, Kanta, Kofaki, Kofaki-Kagestul, Moruzi, Valschi, Maurojeni, Kolan, Nikleschi, Katarjany, u. m. A.

Die zweite Adelsklasse, hiezuwende mit dem verächtlichen Spitznamen *Tschokoj* (Diener, Kriecher, Knecht) belegt, enthält außer einigen unreinen Elementen, die sich doch mehr oder minder in jedem gesellschaftlichen Körper befinden, viele sehr achtbare Leute, Sprößlinge des sogenannten tiers-etat.

Die Titel der haute-volée sind hübsch und laute: Vorak, Hatman, Postelnik, Visternik und marele Logofet oder Logofete (Groß-Logofet). Indessen aber schmeiden dieser Größe der moldo-walachischen Gesellschaft die wahren Titel: *conde* und *prince* viel besser als ihre orientalischen. Mit besonderer Vorliebe pflegt die hohe Aristokratie diese occidentalen Titel, wenn sie auf Reisen ins Ausland geht, und da fängt sie gleich bei prince an, viel seltener bei *conde*.

Die Titel der niederen Adelsklasse heißen: Dignitscher, Soldier, Pstär, Kaminar, Sardar, Paharski, Spatar, Ban, Aga etc.

Die genannten Titel des moldo-walachischen Adels wurden dem Türken entlehnt, und bezeichneten ehemals Hof- und Aemterfunctionen, wie z. B. bei uns Obermundschef, Oberlandjägermeister u. s. w. In der Jetztzeit aber sind die meisten dieser Titel nur Titel, d. i. Würden ohne Functionen.

Die Bojaren im Allgemeinen, insbesondere die haute volée, sind zwar auf ihre Würden stolz, aber doch sehr leutelig und herablassend gegen Jedermann, vorzüglich gegen Fremde. Fremden, welche Männer der Wissenschaft und Kunst sind, steht ihr Haus immer offen; die Gastfreundschaft ist eine ihrer Haupttugenden; die allerhöchste Königlich und Kaiserlich ist eine ihnen und unterirdigen Wissenschaft und Kunst. Daß Aemter und Prälaturen ihre Leichtigkeitläubigkeit mitunter aufdecken, ist nicht ihre, sondern der Welt Schuld, die trotz aller Erfahrung noch immer leichtgläubig und dem Windmacher mehr zugehört ist, als dem bescheidenen, schlüchtern und biederem Menschen.

Die Fehler, welche dem moldo-walachischen Adel von den Fremden zur Last gelegt werden, sind: Falschheit, Schamlosigkeit und ein außerordentlicher Hang zum Puzen, Spiel und Schuldenmachen. Es sind dies Fehler, die man mehr oder weniger auch in der übrigen civilisirten Welt findet, und die auch in der Moldau mit der Civilisation eingebrungen sind. Durch den nöthigen Verkehr mit den verschiedenen Völkern des Ostens und des Nordens haben sich die Moldo-Walachen die Tugenden der Ginen und die Fehler der Andern unermittelt angeeignet. Die mächtigen Nachbarn des Nordens übten aber durch den näheren Contact mit ihnen den größten Einfluß auf ihre Sitten aus. Es ist nur zu bekannt, daß die Spiel- und Puzensucht sich gleich einer Epidemie von jenseits des Pruth ins Land eingeschlichen und daselbst eingenistet hat. Die anderen Mängel sind schon leider die unumgänglichen Folgen der ersten. Um dem Schuldenmachen, das in den um Lande zahlreich vorhandenen Betrütern des Wunders (geschwätzige Intercessoren) sind 10%, die Gelbdecker lassen sich aber 20—24%, zahllos tüchtige Stützen fassen, und dem dadurch entstandenen gegenseitigen Schwindel zwischen Gläubigern und Schuldnern ein Ende zu machen, hat eine norddeutsche Wechselgesellschaft vor einigen Jahren in Jaffa eine Bank errichten wollen, deren Aufgabe sein sollte, gegen hypotheretische Sicherheit und Intercessionen Darlehen zu 5%, also noch unter dem gewöhnlichen Interzessenfuß, zu machen. Aber das Unternehmen, so heilsam es auch war, scheiterte an Auslandsintrigen.

Ihren meisten, schädlichsten Einfluß üben jene Fehler auf den kleinen Adel und den eingewanderten Fremden aus, von denen sich schon so Manche aus lauter Eitelkeit, als den Andern an Pracht und Puzen zuvor- oder wenigstens nachzujhnen, schändlich zu Grunde gerichtet hat. Der Krebsbissen der Pralablie greift noch weiter aus in das häusliche Leben ein, und liefert durch die daraus folgende Demoralisation bei *faisceaux des chroniques scandaleux* hinlänglichen Stoff, obgleich, offen und wahr gesprochen, derlei Geschichten auch anderwärts ganz in gleicher Menge vorkommen mögen, jedoch im Maaße des großstädtischen Lebens unermesslich bleiben, während bei uns kleinstädtische Neugier von jedem Geheimniß bald den Schleier bereibt.

## Das Leben in der Natur.

### II. Leben im Gestein.

(Schluß.)

E. v. H. Während des Leben- und Uebereinanderliegens der Krystalle, ihrer Ueberreife der im Augenblicke der Geburt erkorbene Stein-Zubehören, traten aber wieder neue Wechselbeziehungen, neues Leben ein. Die alte Lehre der Alchimisten, daß die Stoffe nur dann auf einander chemisch wirken können, wenn sie flüssig sind (*corpora non agunt nisi fluida*), hat durch die neuesten Forschungen einen argen Stoß erhalten. Es liegen Beweise vor, daß unumwandelte Einwirkungen möglich sind, wenn sich die Körper in festem Zustande nahe liegen, ja sich gar nicht berühren.

Die Bewegung, das Leben im festen Gestein ist zwar unästhetisch unseren Sinnen, aber dennoch da. Schon die Ausdehnung und Zusammenziehung durch größere oder geringere Wärme bewirkt eine beständige Bewegung im Tiefinneren jeder noch so mächtigen Materie. Paoli und andere Forscher haben aber außerdem mit unvorderlegbarer Gründlichkeit allenthalben und verzäuglich in den feinsten Massen der Erde eine innere Beweglichkeit der Theile nachgewiesen.

Bei Porphyren, d. i. Gebirgsarten, bei denen ein Mineral die Hauptmasse ausmacht, ein anderes oder mehrere andere aber in Krystallen darin schwimmen, kommt es sehr oft vor, daß diese Krystalle eine neuere Entstehung zeigen, als die Masse; denn die Krystalle schieden sich erst aus, als in der flüssig erfüllten Masse das chemisch galvanisierende Leben — das Wandern der verwandten Stoffe entstand<sup>1)</sup>.

Genau ist, daß eine plötzliche Erhitzung oder des steigenden Temperatur in der Tiefe, zunehmender Druck von oben, die Folge anderer Mineralien, dampffartiges Durchziehen von fremdbartigen Stoffen, besonders Säuren, gewiß auch galvanische und magnetische Strömungen, solches Leben im Gestein bewirken. Hat doch Gaudin in Iserföhren an den Polen der galvanischen Batterie in eisensteinartige Gebilde verwandelt, und wissen wir doch, daß Kalk durch Eindringen von Steinsalz und Schwefelwasserstoff in Gyps (Schwefelsäure Kalk), kohlenaurer Kalk durch Magnesia in Dolomit (Nantenspath mit Kalkspath gemengt), Sandstein und Quarzglas übergeht.

Auch durch Krystallisation auf nassem Wege entstehen bei verschiedenen Wärmegraden verschiedene Körper. Durch gleichmäßig fortgesetztes Schlagen einer Schmiedeeisenbarre nach deren Länge wird ihr zähes, fadenförmiges Gefüge auf wahrcheinlich magnetischen Wege in krystallinische, eisenerneitragende umgewandelt. Auch der tauwasserfähige Kalkstein, in thonigen, salzigen oder sandigen Theilen zusammengepreßt, tritt offenbar durch einen solchen Proceß zu Schiefer, Kalk- und Sandstein vor.

Wenn das durchdringende heilighaltige Gestein mit anderen plutonischen oder metamorphischen in Berührung kommt, welche bereits außerhalb dem Bereiche der directen Einwirkungen der Erdbälle lagen, so entsteht die Erscheinung der Contact-Metamorphose. — Mächtige Granitmassen können ähnlich wirken, wie der heiße Erdkern, krystallinische Schiefer bilden und das Durchziehe sogar selbst wieder umschmelzen. Auf diese Weise ist es möglich, sagt Gotta, daß selbst von der ersten Erhitzungsstufe unserer Erde nichts mehr vorhanden ist.

Gugli ist, durch diese und ähnliche Aeusserungen des Erdlebens angefordert, so weit gegangen, daß er der Erde einen förmlichen Atmungsproceß vindicirt. Die nasse Schichte zwischen verschiedenen trockenen oder mindereuchten verhält sich nach ihm genau so, wie der gesäuerete Anplappen zwischen der Zink- und Kupferplatte der galvanischen Säule oder die menschliche Lunge zwischen verschiedenartigen Metallen, wobei je einerseits einen sehr bestimmten sauren, andererseits einen basischen, wasserhaltigen oder alkalischen Reiz empfindet. So entsteht ein beständiges Wehen und Verbrennen, also Leben, im Inneren der Gesteine, und das Product dieser Thätigkeit sind Salzkrystalle und andere mineralische Gebilde. So blüht Salpeter aus Kalk, Bittersalz aus Granat (in der Brucke bei Prag), Kochsalz aus anderen Gesteinen empor, und überall sieht der Urheber dieser schönen Ansicht das Gestein bestätigt, daß schon vorhandene Gebirgsmassen — gleichsam als Organe — dem Lebens- und Entwicklungs-Rhythmus begehren, und daß ihre Vertheilungszustände wie die Organe der Pflanzen und Thiere auch beim Mutterorganismus durch die eine Grundfunktion des Lebens auch verschiedene höchstmetrische Ergüsse aus denselben Grundtheilen hervorbringen können.

Die Natur selbst überhaupst unendlich viele Hülfsmittel, um ihre Zwecke zu erreichen, während die Agentien, welche uns in unseren Laboratorien zu Gebote stehen, so verschwindend schwach gegen die Zeugungskräfte der Natur sind, daß man die in denselben gemachten Erfahrungen stets mit den aus der Geologie geschöpften vergleichen muß, um der Wahrheit in ihrem ganzen großen Umfange nahe zu kommen. Auch ist nicht zu übersehen, daß

in der Geschichte der Erde noch ein großer Factor mitthilt zu bauen und zu gestalten — die Zeit. Sie ist es, die gar Manches vollbringt, was in kurzen Perioden durch die beständigen Wirkungen der mächtigsten Naturkräfte kaum zu Stande gekommen wäre. Feuer, mechanische Kräfte und Gase, welche uns bringen unter unsern Augen noch lange nicht die Wirkung hervor, wie z. B. die Röhre eines gewissen Gesteins durch Zahrtausende auf das benachbarte ausüben kann, und wir dürfen uns nicht wundern, daß unsere Sinne von diesen Veränderungen nicht wahrnehmen. In doch z. B. unser Auge so unzuverlässig, daß wir nicht einmal die Bewegung des Minutenglasses an unsern Uhren beobachten können. Dieses wenig berücksichtigte Naturgesetz, nach welchem nämlich eine anhaltend fortwirkende, wenn auch noch so kleine Kraft größere Wirkungen hervorbringt, also eine zwar bedeutend größere, aber nur auf kurze Dauer wirkende, zeigt sich z. B. bei den kleinen Bohrmuscheln, welche nicht nur Holz, sondern den härtesten Kalkstein, ja sogar Glas zu durchbohren im Stande sind. Der Regentropfen höhlt den härtesten Stein aus, und in London sieht man die goldblinden Gitterthüren der Gärten auf dem Squares unten durch die zurückprallenden Regentropfen ganz durchgefressen, so daß sie frei in den Durchstichen hängen<sup>2)</sup>.

Und weiter ins Große gehend, finden wir, daß im massenhaften Eis des Gletschers eine regelmäßige Bewegung nach abwärts in das Thal stattfindet, die man nur im Laufe der Zeit gewahrt werden kann. Gletscher bewegt sich der Kavaström noch immer, wenn er gleich immer Augenblick still zu stehen scheint, und wir keinen Maßstab mehr haben für so kleine Theile, die hier zurückgelegt werden. Die Zeit aber mißt jeden noch so kleinen Raum und legt zur rechten Stunde das Ergebnis stillwirkender Kräfte vor unsern blickenden Augen. — Und dieser so beschränkte irdische Maßstab ist es, welchen der Mensch an die gewaltigen Naturerscheinungen legt; wie können da die Ergebnisse seiner Forschungen anders als irrig, seine Schlüsse anders als falsch sein!

## Eine Fahrt in Oberösterreich.

Wien, im Januar 1855.

A Mit der bunten, aber lustigen Gesellschaft, in deren Begleitung ich Wien verlassen hatte, gelangte ich, nachdem wir auf unserer Fahrt bereits viele schöne, lachende Gegenden durchfahren, nach Kolmsiegmund. Da wurde einen Tag und eine Nacht Halt gemacht, Altem geschöpft und Kraft gesammelt zur weiteren Wanderung.

Als wir Kolmsiegmund verließen, stand die Sonne schon hoch über unserm Haupten. Das Abendbild, dem wir gestern bei Abendbelandung entrückt zugekehrt hatten, lag in heller Morgenpracht vor uns. Die schneeige Fluth eines Gletscherbades glitt in kausen Sprünge über die Felswand des Gletscherbades. Es war ein herrlicher Sommertag. Alles athmete frisches Leben. Die umgebenden Gletscher, zu denen wir frei emporschaufen konnten, glänzten im klaren Sonnenlicht und schidten jähle Bäche herab in die Rauriser Ache, an deren linkem Ufer wir dem Ausgange des gleichnamigen Thales entgegenzogen. Nach etwa 3 Stunden erreichten wir Birkbach. Hier schließt der 4000 Fuß hohe oberste Thallboden der Ache ab. Die Luft wird immer wärmer. Jähle Hütten liegen ringsumher. Wiesen und Felder schmücken das Thal. Der majestätische Gletscher-Hintergrund wird immer schöner, je mehr sich dessen Gegenfah: die üppige, vom Menschen belebte und bebante Landschaft, ihm gegenüber entfaltete. In dieser Weise fahen wir das Knudbild am schönsten dreierlei Stunden unterhalb Birkbach, dort, wo der mittlere Oben des Thales abschließt, und der untere sich zur fruchtbaren, mit Dörfern reich belebten Ebene ausbreitet. Von hier an trat der einstige Hintergrund immer mehr und mehr zurück und verschwand endlich ganz, als wir, die Ache verlassend, der Straße auf einem am Ausgange des Thales sich erhebenden Berg folgten. Dort, wo das auf dem Rücken dieses Berges malerisch gelegene Dörfchen Umbach herunterlag, lagerten wir in weicher Grase, um zu ruhen und zu genießen, denn die unvergleichlich schöne Strecke des Hauptthales von Kriml bis Lorenbach mit all den Dörfern, Wiesen, Feldern und Gärten, durchströmt von den klaren Bächen der Salzach, ringum begrenzt von hohen grünen Bergen — lag wie eine Landkarte vor uns aufgestellt.

Es ward Abend. Die scheidende Sonne bestreichte die fernem Berge des Hintergrundes mit mildem Purpurlicht, während sich die Berge des Vordergrundes im kimmernden Zerstäubung verbargen. Hoch über diese ragte links aus dem Kapruner Thale das 10,000 Fuß hohe Rißthorn mit seinen hell beleuchteten Gletschern empor. Hier wuchs ein Farngarten! Dort weht milder dunkelroter Schimmer! Welche Herrlichkeit überall! Was kann es denn Schöneres geben als einen solchen Abend! Wie

<sup>1)</sup> Hier wäre an eine beliebige Erklärung des Phänomens der tangenden Röhre zu erinnern.

<sup>2)</sup> Siehe Beilhefte Parag. 67 der Mineralien. 1849.

soll ich ihn nennen, jenen geheimnißvollen Keiz, der Landschaften jeder Art anwehnt, wenn die untergehende Sonne ihre sanften Strahlen darüber ausgießt? jenen Zauber, der sich mit unwiderstehlicher Gewalt des Gemüthes bemächtigt und mit leisen Schlägen alle Recorde des Verstandes in Einklang bringt? jenen einzigen Jubelruf — Das ist die Macht der Schönheit, der Harmonie, die in der Natur weit mächtiger, wenn gleich unheimlicher wirkt als in der Kunst.

Es ward Nacht und wir mußten — leider nur zu bald — von dem prächtigen Gemälde scheiden. Anderen Tags stiegen wir, um es nochmals zu bewundern, von Tarenaco aus zur etwa zwei Stunden entfernten St. Georgs-Capelle, wo wir lange im Aufsteigen schwelgend verweilten. Auf Feldern und Wiesen regte sich frischig Jung und Alt, denn der wolkenlose Sommerhimmel — eine seltene Erscheinung in diesem Jahre — mußte benützt und ausgebeutet werden. Dieses Regen und Bewegen gab dem Bilde einen neuen, höheren Keiz; ja, es vollendete recht eigentlich den Charakter dieser Landschaft, deren Unruhe die Natur flüchtig flüktirte, während sie die Ausfaltung der rühmigen Menschheit überließ. Der das Piquang vor 15 und 20 Jahren bereit hat, wird wissen, daß dort, wo jetzt kühle Wiesen ihren grünen Sammtteppich ausbreiten, einst schmutzige Sümpfe standen. Der Mensch hat hier, wie in vielen Theilen der Schweiz, die Natur gleichsam gezwungen, ihn zu geben, was sie verweigern zu wollen schien, ohne sie indeß so gründlich für seine Zwecke ausgebeutet zu haben, wie es, um ein Beispiel anzuführen, im Berner Oberlande der Fall ist. Jene Ordnung und Stetigkeit, die sogar den Dingenhügel zu einem Gegenstand des naiven Wohlgefallens machen kann, wird man im Piquang vergebens suchen. Die Bauernhöfe sind kümmerlich, fast elend; in den Gärten vertritt sich nicht die geringste Sorgfalt für gutes Obst oder gar für edles Gemüse. Die Wohnungen sind zwar in geöffelter Form, aber selten am gehörigen Orte aufgebaut. Die Menschen sind freundlich aber unsicher. Das gilt ganz besonders von den Weibern, zumal wenn sie eine Hofen tragen, die kaum den Oberschenkel nichtbühlig bedecken. Die übersehten Weisheiten, welche den Kindern zu frühzeitig gelehrt werden, sollen den Grund legen zu jenen verunholdeten Halsandwachsen, die man hier fast eben so häufig findet als in der Steiermark. Aber all diese Uebelstände verschmelzen ins Nichts, wenn man auf den Bergen steht, wo einem nur das große Ganze in gewaltigen Zügen entgegentritt. Und das große Ganze, das man dort ebergelblich in sich im höchsten Sinne dieses Begriffes wiederfindet, ist (sich!) das was wir hier vier Stunden lange Streife deselben zurechtzulegen, nicht weniger als eines ganzen Tages bedurften. Bald hier, bald dort lagerten wir und fanden immer neue Reize. Und so ging das Bild allgemach in unser Fleisch und Blut über.

Als es wieder Abend zu werden anfing, näherten wir uns dem Jeller See, und nachdem die Sonne bereits am Horizont hinabgesunken war, fuhr wir über die spiegelglatte Flut des Sees. Im Süden glänzte die Gletscherkuppel des hohen Trim in sanfter Reflektivität, rechts von diesem hingen die Gletscher des Alpeinberns empor und im Hintergrunde erhob sich das majestätische Wiesbachhorn, der höchste Punkt nach dem Großglockner und Wendigstein. Im Norden saarten die fahlen Mauer des Jellernner Meeres, der tiefgeschattete Rücken des Wagnmanns und die schlanke Spitze des Hundstobs. Im Osten und Westen bildeten spärlich bewaldete grüne Berge den geistlichen Contrast gegen den Grau und die Erhabenheit des Nordens und Südens. Da stieg der Mond am wolkenlosen Horizont auf. Mit einem Male war Alles verändert. Licht und Schatten traten in sanfteren Schattierungen auseinander. Es war, als ob Alles umher lebendig würde. Die fahlen Felsenhänge nahmen eine weißgelbe Farbe an und strahlen uns im Spiegel des hellbeleuchteten Sees nieder, während die eisebedeckten Berge des Südens sich immer weiter von uns entfernten, je dunkler sie im Schlagschatten erschienen. In den spiegelnden Wegen des Sees wurden zahllose Fische sichtbar, die schnell wie der Witz kamen und verschwand.

So schön dieses Schauspiel, so selten ist es auch. Und wurde es beim ersten Besuche zu Theil. Dafür mußten wir aber der Witterungs-Unbeständigkeit wegen auf die gereiztesten fernsten Verzicht leisten, was uns freilich bei so reicher Gegenwart nicht schwer fiel, denn ein einmaliges Versehen dieser Gegenden reicht zur vollkommenen Wädigung ihrer Schönheit nicht hin und wird in Jedem die Sehnsucht erregen, recht oft und recht bald wieder hier zu kommen.

(Schluß folgt.)

### Literatur und bildende Kunst.

[Neue Erscheinungen der englischen Literatur.] Edw. Forbes, literary papers. 300 S. kl. 8. (Göttingen) und der literary gazette. — T. C. Simon, scientific certainties of planetary life, or Neptune's light as great as ours. 238 S. kl. 8. — The island empire or the scenes of the first exile of the emperor Napoleon I. together with a narrative of his residence on the

island of Elba. By the author of „Blondella“. London 1855. gr. 8. 324 S. mit einem buntdruckten Porträt Napoleons.

Unter dem Titel biblioteca Castanallera ist in Guatemala ein Prospect erschienen, welcher sich auf die Herausgabe mehrerer werthvoller alter Handschriften bezieht, die sich in den Archiven der alten General-Capitanía de Guatemala nebst einer Anzahl von Briefen eingeborener Verfasser befinden. Auch in den Archiven der einzelnen oberirdischen Behörden müssen sich noch viele Handschriften dieser Art befinden; namentlich eine von Gonzalo de Alvarado, dem Bruder des Gonsalves, und Quares erwähnt der von den Mayas der Yipil- (oder Nabab), Quise- und Votoman-Zubianen, die spanisch zu schreiben gelernt hatten, angefertigten Geschichts-Darstellungen. Ebenso erwähnt er die Handschriften des D. Juan Torres, J. Macario und J. Gomez, der Nachkommen der Könige von Kaskinquel. Auch Belaz erwähnt verschiedener Handschriften von großer Wichtigkeit für den Völkern, die, wenn sie nicht von Privatpersonen an das Licht gefördert werden, von der Regierung herabgegeben werden sollten.

In der Sitzung der asiatischen Gesellschaft in London am 16. December v. J. zeigte Professor Wilson eine in Venares erscheinende hinduistische Zeitung, unter dem Titel Sudhakar, vor. Unter den darin enthaltenen Artikeln machte er namentlich auf den eines gelehrten Hindu über eine alte steinerne Säule, welche der Major Rittor unglücklich aus Obsequen mitgebracht und welche vor dem neuen Museum in Venares aufgestellt worden ist, aufmerksam. Auf dieser Säule befindet sich eine kurze Inschrift in alten Charakteren, welche ein Punkt (Schreiber), Namens Hianand, kürzlich entziffert und in das Hinduische übersezt hat. Diese Uebersetzung, mit einem Facsimile der Inschrift, ist in der obenangeführten Zeitung abgedruckt. In der Zeitung befindet sich auch die Nachricht über den Krieg mit Ängland, mit einer genauen, aber sehr roh gemessenen, hinduistischen Karte der Ostsee. Professor Wilson las zunächst die Fortsetzung seiner Mittheilungen über die Aeste der Hindu.

Der ehemalige Intendant des Berliner Hoftheaters, v. Kühner, hat ein Catalog- und Handbuch für Theater-Statistik herausgegeben. Es ist eine Ergänzung eines Abchnittes seines früheren Werkes „34 Jahre meiner Bühnenerleuchtung“. Der erste Abschnitt enthält die statistisch-finanziellen Angaben von über 30 Theatern in Wien, Berlin, Dresden, München, Leipzig etc., ferner von ausländischen aber der bedeutendsten Theater in Paris (große Oper, Opera comique, Odéon, italienische Oper, Comédie française), Marseille, Lyon, Strasbourg, Rouen, La Rochelle, Breton, Florenz, Stockholm. Eine Zusammenstellung der Gattungen der zweiten Abtheilung übertrifft die Uebersicht; zur ist die Zusammenstellung der Preise für die Plätze in den Haupttheatern. Der zweite Abschnitt stellt die aus Erfahrung und Theorie entnommenen Resultate und Beobachtungen des bühnenkünstlerischen Verfassers zusammen. Der dritte Abschnitt gibt Geschichtliches von den antiken Theatern an bis heute, die äußeren und inneren Zustände der Theater betreffend. Darin wird zunächst die allgemeine Vorrichtung der Bühne, die Feste- und Festungs- und die Laubhölzer. Und die Einrichtung der letzteren hat sich der Verfasser ein Verdict für dramatische Compositionen und Schriftsteller vorbehalten; sie bleibt die einzige rechtliche Basis für das Verhältnis zwischen den Rednern der Schöpferischen und der ausübenden Talente und Kräfte.

Jacques Arago, der blinde Reisende, Bruder des berühmten Arago, ist, wie wir bereits meldeten, in Vassien gestorben. Der blinde Weltumsegler, der sich auch als Bühnendichter einen Namen erworben und einen ehrenvollen Platz in der französischen Reise-Literatur einnimmt, hatte, trotz seiner Blindheit, eine Reise nach Californien unternommen, um ein Werk zu vollenden, mit dem er schon seit einigen Jahren beschäftigt war.

Von dem neueren Roman des Alexander Dumas, „Jungfrau“, sind bereits in Berlin und Leipzig bei A. Scherz die ersten drei Bände einer Verdeutschung von Ulrich Kiehl erschienen. Die Uebersetzung ist besser, als es sonst bei deutschen Geschmacksarbeiten üblich ist.

Die k. spanische Regierung hat dem Verleger der allgemeinen deutschen Verlags-Anstalt, dem Berliner Buchhändler S. Wolff, ein Anmerkungsheftchen in Bezug auf seine Schreibungen um die Herausgabe mehrerer, die Wissenschaft wie die Institutionen der spanischen Regierung in gleicher Weise fördernden Werke, durch den k. preussischen Gesandten am spanischen Hofe, Hr. v. Galen, überreichen lassen.

Aus dem literarischen Nachlass des früh verstorbenen National-Geographen Dr. Eduard Stoll werden binnen Kurzem die Wein- und Tabak-Karte, d. h. eine geographische Zusammenstellung des Wein- und Tabakbaues der ganzen Erde, und die Eisen-Karte, eine gleiche Zusammenstellung in Bezug auf die Erzeugung des Eisens, hier erscheinen. Unter den noch ungedruckten werthvollen Arbeiten des Dr. Stoll befindet sich auch, wie wir hören, eine ausführliche und treffliche Schrift über die Patentgesetzgebung.

Eines der ältesten öffentlichen Standbilder in Deutschland ist die Kaiserstatue Otto's des Großen vor dem Rathhause in Magdeburg. Diese Statue, welche alle Unfälle der Zeit, darunter auch die Gießerung derselben durch Kitz am 10. Mai 1631, überdauerte, aber bereits durch Alter und Unbill der Witterung ziemlich gelitten hat, soll nun in diesem Jahre mit einem Kostenanlasse von 1655 Thaler restaurirt werden.

Seit zwei Jahren wird in der schwedischen Gießerkunst zur Herstellung eines Denkmals für Winklerd gestreift. So würde dies das erste Monument sein, welches die Gießerkunst errichtet. Aber laut dem Bericht des bezüglichen Comités in Stans hat die Sammlung nicht den gewünschten Fortgang.

Adolf Schreiber, der bekannte humanistische Maler, war in jüngster Zeit am Überdauern. Wie verlautet, hat er den Auftrag, für einen reichen Champagner-Importeur, der in Frankreich lebt, den Triumph des Champagnerweins auszuführen, der bestimmt ist, eine Villa zu schmücken.



## Miscellen.

[Die Expeditionen nach Central-Afrika.] Wenn man fragen würde, daß mit den Forschungen der Expeditionen nach Central-Afrika eine neue und wichtige Epoche für die geographische Kunde dieses von allen Continente der Erde geschichtlich ältesten und am frühesten gekannten, seinem Innern nach aber bisher unbekannten, unzugänglichen, gefährlichen, an geographischen Widersprüchen und Räthseln reichsten — Erdtheils gewichen habe, so wäre mit einem solchen Ausspruch die Wichtigkeit der schon gewonnenen Resultate durch einen solchen Feindesweg überflüssig, denn sie haben bereits, selbst in den unvollkommenen Fragmenten, in denen sie uns bisher zutrafen, ein so helles Licht über jene Gegenden verbreitet, daß sie das mitläufig aufgetauchte Gekrüge unserer Vorstellung der Geographie Inner-Africas gänzlich umzuwerfen drohen. Afrika, so lieh es in den Darstellungen unserer ersten Geographen und neuerer besten Karten, bestche aus zwei seiner natürlichen Gestaltung nach gänzlich von einander getrennten Theilen: einem großen, die ganze Hälfte Africas umfassenen Tieflande, und einem über die größere Hälfte Africas sich erstreckenden mächtigen Hochlande. Dieses Hochland steige gleich im Süden des Iad-See's in massenhaften Gebirgsgruppen und colossalen Alpidern zu einer bedeutenden Höhe an und scheide sich von da nach Süden als Gebirgsland ununterbrochen bis zum Cap der guten Hoffnung fort.

Die Arbeiten und Entdeckungen jener Expeditionen haben nun ergeben, daß diese Vorstellung in dem Grunde falsch ist, daß man benachtheiligt davon, die beiden Regionen des Tief- und Hoch-Africa haben ihre Plätze gewechselt, indem die Sahara als Hochlande von 1000 bis 2000 Fuß durchschnittlicher Erhebung auftritt, während sich im Innern und an der Stelle jenes Alpidens im Süden des Iad-See's eine ausgedehnte, fast horizontale Alluvial-Gebirge von sehr geringer Meereshöhe erstreckt, die im Vergleich der übrigen Regionen Inner-Africas eine große Senkung bildet, und im Niveäu des Iad-See's eine Höhe von nur 500 Pariser Fuß über dem Meere erreicht.

Der bisherige flüchtige Zustand inner-afrikanischer Geographie darf nicht befremden, wenn man erwägt, daß von der Expedition unter Alphonse, DuRoi, Barth und Vogel zwischen dem mittelländischen Meer und der Sahara durch den ganzen großen afrikanischen Continent hindurch bis zur Capricornie, und zwischen dem Innern des Wüstens im Westen und dem Nilstrom im Osten, die geographische Lage von keinem einzigen Punkte in ihren drei Coordinaten der Breite, Länge und Höhe, — auch nur einigermaßen genau bestimmt war.

Man sieht, auf Grund der genauen astronomischen und hypsometricischen Messungen der wackeren Mitglieder dieser Expedition, beginnt unsere geographische Anschauung Inner-Africas eine positive, von ansich und phantastischen Complicationen und Gebilden geklärte zu werden. Ganz besonders aber ist es Dr. Vogel, der sich diesem Zweige der Beobachtungen vorzugsweise gewidmet hat. Schon allein durch die genaue Aufzeichnung eines so wichtigen Centralpunktes wie des Iad-See's hat er, so zu sagen, ein leuchtendes Signal erachtet, in dessen hellem Schein spätere Forschungen und Beobachtungen versichert und zu einem Ganzen verbunden werden können.

In seiner letzten Reise, von Kufa in südöstlicher Richtung bis zum 9° 30' nördlicher Breite, hat Dr. Vogel gefunden, daß die geographische Länge dieser Gegenden auf allen früheren Karten zwei volle Gradengrade zu weit östlich angegeben war. Obenan der, wo der berühmte Berg Mandil niedergelegt war, liegt der Schorn, der größte Hügel des Iad-See's. Das ganze Land, von Kufa in südöstlicher Richtung bis zum 9° ist eine weite, wohlhabende Alluvial-Gebirge, die nirgend, mit Ausnahme einiger kleinen isolirt stehenden Hüfeln auffragenden Granitfelsen, höher als 900 Fuß über das Meer sich erhebt. 30 deutsche Meilen südlich von Kufa hatte Dr. Vogel Gelegenheit, beim Brunnengraben etwa 20 Fuß unter dem Boden jene, von halbfertigen Siphonfermenten bestehende Kalkschicht wieder zu finden, auf die er in der Hauptstadt Bern's eben 6 Fuß getroffen war, und er hält dafür, daß diese große Alluvial-Gebirge vom Iad-See erstirrt gewesen sei. Diese Gebirge beginnt schon bei der Stadt Bagdad, 65 deutsche Meilen nördlich von Kufa, und von da bis zu den Gebirgen von Bagdad 20 deutsche Meilen südlich vom letzten Punkte, in einer Strecke von 90 deutschen Meilen, ist weit und breit kein Stein zu sehen.

Der hauptsächlichste Fluß, der diese Gebirge durchfließt und in den Iad-See sich ergießt, ist der Schorn. Als ihn Dr. Vogel fast in etwa 10° nördlicher Breite, gerade am Anfang der heißen Jahreszeit, fand er ihn sein ganzes Ende 2000 Fuß breites Flußbett ausfüllend und durchschnittlich 15 Fuß tief. Nur an wenigen Stellen zogen sich Sandbänke nur durch und verminderten die Tiefe bis auf 6 und 8 Fuß. Der Strom floß mit einer Geschwindigkeit von etwa 4 Meilen die Stunde, und nach den Spuren, die an seinen heißen Ufern zu sehen waren, mochte er in der heißen Jahreszeit eine Tiefe von durchschnittlich mindestens 20 Fuß haben. Nach Vogel's Messungen wäls er während der Regenzeit nicht weniger als 140,000 Cubit-Wasser in jeder Stunde in den Iad-See.

Unter dem 10° nördlicher Breite und etwa 14° 35' östlicher Länge (Greenwich) hat Dr. Vogel einen großen mächtigen Landsee vor sich ausgedehnt, der nach Süden sich erstreckt, viel weiter, als das Auge reicht. Er nimmt in Breite und Tiefe nach Süden zu, und nach verschiedenen Berichten der Eingebornen schätzte Dr. Vogel seine Ausdehnung von Norden nach Süden auf mindestens 15 bis 20 deutsche Meilen. Bis 9° 30' nördlicher Breite, oder 8 Meilen von seinem nördlichen Ende hatte er selbst nach Gelegenheit, ihn zu verfolgen und nachzuweisen, daß dasselbe keine Tiefe einer deutsche Meile und seine Tiefe 18 bis 20 Fuß beträgt. Dieser See

zeichnet sich durch viele langgestreckte, von Heiden dicht bevölkerte Inseln aus, und wird nach seinem Bewohnern See von Zubori genannt. Weder Dr. Barth noch Dr. DuRoi ergaben dieses See's, obgleich sie bis ganz in seine Nähe vorgezogen sein müßten, und auch der Name Zubori identisch mit Zubori auf Barth's Karte ist. Sie scheiden von ungewunden Uferformen umgeben, deren das Land allmählich ansteigt ist, und kalten wir deshalb nicht für unmöglich, daß dieser See verdröhter Natur sei, und durch die Wasserfluth der Regenzeit zu seiner Größe anwache, oder wohl gar dadurch entstehen, wie es bei andern asiatischen Seen der Fall ist. — Ueber die botanischen, geologischen und ethnographischen Verhältnisse der neu erforschten Gegenden folgen im demnächst erscheinenden „Geographischen Jahrbuch“ nähere Mittheilungen.

[Sung Sin sinen, der chinesische Gengentaiser], der jetzt in Peking residirt, führt seinen Stammbaum bis ins zwölfte Jahrhundert hinauf; er ist im Jahr 1813 geboren, von ähnlicher Gestalt, hat schwarzes Haar, einen schlanken, schlanken Körper, eine metallische Stimme, besitzt ungewöhnliche Körperkraft und einen leichten Verstand, ist freundlich und anständig. Sung Sin ist gelehrter Studien beschäftigt, erlangte er mit Gedächtniß die Eingabe in den höchsten Prüfungen, bis jedoch bei ihm unermesslich. Bedeutsam darüber ging er beim, erkaufte und hatte nun eine Reihe traumähnlicher Visionen, in welchen ihm die Verderbtheit des gesammten Menschengeschlechts eintrübt und sein Verstand, den Kaiserthron einzunehmen, offenbar wurde. Dies war im Jahre 1837. Unablässig legte er, nachdem er wieder genesen, seine gelehrten Studien fort, und vertiefte sich besonders in die Schrift des ersten chinesischen Nationalprebigen Kang Hsi, welche den Titel führt: „Gute Worte zur Erhaltung der Welt.“ Sie war ihm bei Gelegenheit seiner Anwesenheit in Canton bereits früher von einem ihm unbekanten Manne, als er aus dem Prüfungsgesamtheit heraus, übergeben worden. Zu seinem Erstaunen fand er in diesem Buche den Schlüssel zur Erklärung seiner früheren visionären Erlebnisse, und im Jahr 1840, im Monat März, begann er seine auf Abänderung des Gengentaisers und Anhebung eines Gottes gerichteten Gedanken wiederholt in metrischen Sammlungen nieder und suchte Andere für seine Ansichten zu gewinnen. Namentlich gelang ihm dies bei seinem Freunde Jung, Beide machten, wie einst Paulus und Barnabas, Missionstouren in der Provinz Kiangsi und vertriehten an denen, welche sich ihnen anschloßen, eine Art von Taufe. Bald wanderte er durch und durch, wobei es oft nicht ohne Entbehrungen und Verfolgungen abging. Fast der jetzige Gengentaiser Jung nach Canton, 1847, suchte und fand Dabao und Bekehrung bei dem amerikanischen Baptistenmissionar Robert, verließ diesen aber wieder, noch ehe er für die christliche Taufe sich bekehren wollte. Er hatte damals schon einen sehr großen Anhang, und er schenkte ihm sehr viele geistlichen Ansehen, dinstete und einen, wenn auch noch wenig durchgeführten, Montheismus veranlaßte. Namentlich wie es scheint, auch eine große Menge von Anhängern, die er, Widerstand fand er bei der Veranlassung, ebenfalls die Vertheilung der des Gengentaisers zu bestimmen, selbst Gegenbilder zu zertrümmern. Dies erregte ihm Feinde, gewann ihm aber auch Freunde. Anfangs ließen die Mandarinen ihn und seine Anhänger gewähren. Als aber die Klumbe in der Provinz durch räuberische Einfälle der Haffas, d. h. der Feinde, nämlich der Bewohner der benachbarten Provinz, immer mehr zunahm und die Eingebornen von Kiangsi, die Punitis, mit Hilfe des Hung und seiner Anhänger, sich selbständig zu vertheilgen begannen, widerstand er auch die Mandarinen in diesen Angelegenheiten, indem sie mit ihren Tarentenkuppen dort zu setzen und zu brennen begannen, wie ein der freirenden Parteien das Feld geräumt hatte. Die Haffas wurden endlich von den Punitis geschlagen und legten in ihren Dörfern, wenn sie wehrlos waren, von den Laternen überfallen und theilweise niedergemetzt. Aufbegehren machten nun die Punitis, denen Hung und seine Anhänger sich angeschlossen hatten, gegen die Mandarinen Front. Hung, als der Begleiter unter Allen, übernahm den Oberbefehl über die Punitis, diese tingen je mehr und mehr an, ihre Götzen zu zertrümmern, und alle mit dem Mandarinen-Regiment Unzufriedenen sammelten sich unter Hung's Namen. Bald war Volkserregung und Mebel gleichbedeutend. Im Jahre 1850 commandirte Hung schon ein sehr großes Heer, nicht weniger als 500,000 Mann, gegen Peking, wobei die Mandarinen und deren Beamte ertritten Männer, welche Anstößigkeit der Götzen und der Mandarinenherrschaft als Zweck ihres Feldzugs proklamirten.

Diese Darstellung der Entstehung und des Beginnes des gegenwärtigen Bürgerkrieges in China ist eine von mehreren Seiten weiterverbreitet. Die Anhänger einer selbständig entstandenen antichristlichen Partei, welche die Mandarinen als Beschüßer des Heidenthums, darum als ihre Feinde, die ausgerottet werden müßten, ansah, und die Anhänger einer antimandarinischen Partei, der die Mandarinen als fremde Eingebirger, als Unterdrücker der Staatsgewalt erschienen, die deshalb vertilgt werden mußten, trafen einander die Hände. Das Ziel war dasselbe, wenn auch die Beweggründe aus welchen sie diesem Ziele nachzustreben trachteten, verschieden waren. Einmal verbunden in einer Hebel-Armee, welche von religiösen wie politischem Fanatismus gleich sehr befeuert war, schritt diese mehr in ferociten Märschen und in fast ununterbrochenem Siegeslaufe von Kiangsi bis zur alten Kaiserresidenz des Südrichs, dem weltberühmten Peking in der Provinz Kiangsi vorwärts, um von dort aus ihren weitergreifenden Plan, die Unterwerfung des Südrichs, zu vollenden, gleichzeitig bis Peking vorzurücken. Unter den gegenwärtigen zu einer Krisis drängenden erdrüttenden Weltbegebenheiten nimmt der Bürgerkrieg in China nicht die letzte Stelle ein. Aber es ist ersichtlich, daß bei der näher liegenden spannenden Ereignissen auf dem europäischen Kriegsschauplatz die Blide weniger nach dem ferneren gelegenen Ost-Asien sich wenden.